

Predigt über Mk 2, 23–28, Universitätsgottesdienst am 20. Sonntag nach Trinitatis, 25. Oktober 2020, Neue Universitätskirche St. Pauli, 11h
Prof. Dr. Roderich Barth

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!

Liebe Universitätsgemeinde, ich weiß nicht, wie Sie die vergangene Woche erlebt haben. Mir kam es vor wie in einem Alptraum. Zwei Beispiele: Am Mittwoch wollte ich in meinem Supermarkt Klopapier kaufen und stehe vor einem gähnend leeren Regal. – Nicht schon wieder!, denke ich mir und die beklemmenden Erinnerungen an den ersten Lockdown sind sofort wieder da ebenso wie der Ärger über – ja, was eigentlich: Die Hamster, die Filialleiterin im Supermarkt oder die Produktions- und Lieferketten der modernen Marktwirtschaft?

Und dann: Das Sommersemester hatten wir komplett in den digitalen Raum verlegen müssen und teilweise bis zu 12 Stunden am Tag vor dem Bildschirm verbracht. Jetzt war die gedämpfte Freude groß, im Wintersemester wenigstens kleine Seminare in Präsenz abhalten zu können. Alle haben sich auf dieses Wiedersehen unter starken Einschränkungen gefreut und nun muss eine Veranstaltung nach der anderen abgesagt oder in online-meetings umgewandelt werden.

Es nervt, und zwar gewaltig! Ich merke, wie meine innere Bereitschaft schwindet, mit den Widrigkeiten gelassen und konstruktiv umzugehen. Resignation macht sich breit und zugleich steigt die Verärgerung über den Leichtsinn und die Naivität der vergangenen Monate und noch mehr die Wut über die verlogene Ignoranz von Corona-Leugnern und Verschwörungspinnern in ihrem unsäglichen Meinungsbrei und ihrem Lamentieren über „die da Oben“. Ich ertappe mich bei der Phantasie, sie alle in einen Flieger nach China zu setzen, damit sie einmal erleben, was staatlicher Freiheitsentzug bedeutet und wie gut wir es hier mit der besonnenen Krisenpolitik und einem maßvollen Staat haben. Und während ich mir genüsslich die sogenannten Querdenker in chinesischen Gefängnissen ausmale, höre ich im Radio, wie sich der anfängliche Konsens in eine Kakophonie politischer Geltungssucht aufzulösen droht. Und dann ertappe ich mich bei der Versuchung, vorsorglich die

zwei letzten Klopapierpackungen zu kaufen, die ich gerade noch in einem anderen Supermarkt entdeckt habe.

– Wir sind also wieder mitten drin in der Krise und was kann uns da noch Orientierung geben? Was fangen wir an mit unserer Freiheit, wie verhalten wir uns zu den Regeln, die ein gutes Leben ermöglichen sollen? Liebe Gemeinde, lässt man einmal das Wort Coroana weg, so wird klar, dass wir mit unseren Fragen genau bei dem Thema des heutigen Sonntags und unseres Predigttextes sind:

Wir hören die Verse 23–28 aus dem 2. Kapitel des Markus-Evangeliums:

²³Und es begab sich, dass er am Sabbat durch die Kornfelder ging, und seine Jünger fingen an, während sie gingen, Ähren auszuraufen.

²⁴Und die Pharisäer sprachen zu ihm: Sieh doch!

Warum tun deine Jünger am Sabbat, was nicht erlaubt ist?

²⁵Und er sprach zu ihnen: Hab ihr nie gelesen, was David tat, da er Mangel hatte und ihn hungerte, ihn und die bei ihm waren:

²⁶wie er ging in das Haus Gottes zur Zeit des Hohepriesters Abjatar und aß die Schaubrote, die niemand essen darf als die Priester, und gab sie auch denen, die bei ihm waren?

²⁷Und er sprach zu ihnen:

Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen.

²⁸So ist der Menschensohn Herr auch über den Sabbat.

Liebe Gemeinde, unser Predigttext ist eines der bekanntesten Stücke aus der Jesusüberlieferung. Und es hat eine lange unselige Auslegungsgeschichte. Diente es doch als ein Paradebeispiel für das Feindbild der Pharisäer und für ein Jesusbild, das ganz schlicht aus einer Gegensatzung zum Judentum gestrickt wurde.

Doch das Gegenteil – so muss man kurz und knapp sagen – ist der Fall. Die Pharisäer waren eben nicht scheinheilige Paragraphenreiter, sondern sie standen vielmehr für eine lebendige und gegenwartsbezogene Auslegung der Tora. Sie erst haben aus der jüdischen Religion eine Religion des ethisch-religiösen Gewissens gemacht und damit eine ungeheure Kulturleistung vollbracht. Und dieser Geschichte des rabbinischen Judentums ist Jesus nicht etwa entgegengesetzt – nein er gehört vielmehr mitten in sie hinein. Dass er Weisungen der Tora nicht

etwa abschaffen wollte, sondern dass er vielmehr als einer der größten Ausleger ihrer Weisheit zu gelten hat, das zeigt gerade unser Predigttext. Denn wir sehen Jesus als einen, dem es um den Sinn der Ruhetagsregel geht. Was unser Text verschweigt ist, dass auch schon die Pharisäer für situationsbedingte Relativierungen der Sabbatruhe eintraten und dass sich im rabbinischen Judentum eine ganz ähnliche Auslegung zu derjenigen findet, die uns in Jesu Antwort begegnet. Neu ist vermutlich nur, dass Jesus die Idee der Menschheit ins Spiel bringt.

Befragen wir also dieses berühmte Stück der Jesusüberlieferung, ob es uns Orientierung in unserer aktuellen Situation geben kann. Ich denke, man kann mindestens zwei grundlegende Einsichten daraus gewinnen. *Zunächst* wird klar, dass es zumindest für diejenigen, die sich auf diese Traditionen berufen wollen, keine Option sein kann, sich *nicht* an Regeln gebunden zu fühlen. Das wäre eine törichte Fortsetzung der Fehlinterpretation unseres Predigttextes: Es geht nicht um die Aufhebung von Geboten wie dem der Sabbatruhe, sondern es geht Jesus, unserem Herrn, vielmehr um die Frage nach deren rechten Sinn. Es ist daher ein Unding, wenn sich gerade Christen, wie Evangelikale in Süd- und Nordamerika, aber auch hierzulande meinen, im ganz unfrommen Bewusstsein höherer Inspiration und göttlicher Auserwähltheit sich über Regeln und eine sogenannte staatliche Bevormundung hinwegsetzen zu können. Wenn uns als Christen unsere biblischen Wurzeln etwas wert sind, dann kommt so ein Verhalten nicht in Frage. Vielmehr geht es darum, im Geiste der rabbinisch-jesuanischen Tradition die Notwendigkeit von Regeln des Zusammenlebens zu bejahen und um deren lebensdienlichen Sinn zu ringen. Das schließt ausdrücklich den Dialog, ja manchmal vielleicht sogar Streit um den richtigen Weg ein, solange er mit der Bereitschaft zur Akzeptanz des ausgehandelten Ergebnisses geführt wird. –Die grundsätzliche Interpretationsbedürftigkeit von Regeln sollte uns aber auch eine gewisse Flexibilität und Freiheit im konkreten praktischen Umgang mit der geltenden Ordnung bewahren. Aber da fängt es schon an: Flexibilität und Situationsanpassung bedeutet nicht, dass man unter diesem Vorwand dem allzumenschlichen Bedürfnis nach Verdrängung der Risiken und Selbstentschuldigung eigener Trägheit nachgibt, so verständlich es auch sein mag. Die beiden Jesusworte aus unserem heutigen Evangelium zur Ehescheidung einerseits, zu den Kindern

andererseits, fangen diese schwierige Gratwanderung zwischen sittlichem Ernst und gelassener Offenheit wunderbar ein.

Sodann können wir aus unserem Predigttext lernen, welchen Maßstab wir im Ringen um den rechten Sinn von Regeln und Ordnungen anzuwenden haben. Sie sollen dem *Menschen* dienen, lautet Jesu ebenso einfache wie klare Antwort. Es ist immer wieder faszinierend, dass Jesus aus der inneren Entwicklung der rabbinischen Tora-Auslegung heraus zu einer Einsicht gefunden hat, für deren Entdeckung das Abendland dann noch mindestens 17 hundert Jahre benötigt hat. Und es ist sicher nicht zu viel gesagt, dass das Humanitätsideal der europäischen und jesuanischen Aufklärung gerade heute vielerorts bedroht ist. – Was bedeutet aber diese Dienlichkeit für den Menschen in unserer Situation? Ganz gewiss jedenfalls kann eine Regelung unseres Zusammenlebens nicht genügen, bei der wir in Kauf nehmen, dass für unsere Partikularinteressen bestimmte Menschengruppen gefährdet, ja geopfert werden. In manchen Regionen Italiens ist eine gesamte Generation von Großeltern ausgestorben – will das wirklich jemand verantworten? Jesus hat eben nicht gesagt, das Gebot ist für die Gesunden da oder für die, die sich eine exklusive medizinische Behandlung leisten können – nein es soll dem *Menschen* dienen! Aber es ist eben auch gesagt, dass es dem *Menschen* dienen soll und nicht dem bloßen *Leben* oder der *Gesundheit*. Sicherlich, beides hängt eng miteinander zusammen. Aber wir dürfen das Menschsein nicht auf die körperliche Unversehrtheit reduzieren und dabei unsere Seele vergessen. Konkret gesprochen bedeutet das: Wir dürfen den Gesundheitsschutz auch nicht in einer Weise verabsolutieren, als wollten wir uns unsterblich machen und dafür alle anderen Bedürfnisse des Menschseins opfern. Und noch konkreter: Wenn etwa Alte wie ich es weniger schwer haben mit der Isolation, froh sind, wenn denn überhaupt noch jemand zu Besuch kommt, und dann mit erhobenen Zeigefinger über die leichtsinnige Jugend schimpfen, die das Feiern nicht lassen kann, so würde uns Jesus vermutlich mit den Worten des heutigen Evangeliums entgegenrufen: *Lasset die Jugend zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher gehört das Reich Gottes.*

Ambivalenz also hier wie dort, der Umgang mit den Regeln fordert uns einen Balanceakt ab und es besteht immer die Gefahr, dass wir in das eine oder das andere Extrem abgleiten, in menschenfeindliche Regeln oder rücksichtslosen Egoismus.

Liebe Gemeinde, ich weiß nicht, ob es Ihnen auch so geht, mich jedenfalls hat dieses Nachdenken über die Worte Jesu und seinen ernsten und zugleich gelassenen Umgang mit den Fragen nach dem guten Leben irgendwie aus meiner enttäuschten Stimmung herausgeholt, in die ich mich in der vergangenen Woche immer mehr hineingegraben hatte. Ich habe Distanz gewonnen zu meiner Enttäuschung und spüre wieder ein wenig Kraft und Zuversicht, dass wir diese schwierige Zeit gemeinsam durchstehen werden. Das jedenfalls wünsche ich uns allen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Es gilt das gesprochene Wort!